

Wintertage am Weißen Meer

Nordischer Urwald — Der Mensch in der großen Einsamkeit — Die Geschichte des Solowetzky-Klosters

Der nordische Urwald mit seinen Geheimnissen, mit seinem Zauberhaftem, mit seiner Wildheit gibt der Landschaft am Weißen Meer einen besonderen Charakter. An der nördlichen Düna, bei Archangelsk, bis hinauf zu den Ufern des Weißen Meeres erstrecken sich endlose Wälder, in denen Bären, Elche und Wölfe streifen, in denen Jäger und Trapper ein entbehrungsreiches und gefährliches Leben führen, in denen flüchtige Verbrenner haufen und in denen fanatische Sektierer seltsamen Zauberhaftem treiben. Land und Leute erstarrten in der Unermesslichkeit und Unerhörtheit der Landschaft. Das Christentum, das den Urvohnern des hohen Nordens, den Samojeden, Tschuktschen, Wurlaten usw. gepredigt wurde, hat nicht allzu tiefe Wurzeln geschlagen, es vermengte sich mit allerlei Aberglauben und auch heute noch werden für die Windgötter auf hohen Stangen ausgespannte Tierhäute besetzt, um sie, wenn sie im Sturm herabtraufen, günstig zu stimmen. Der Waldgeist, der Leichnam, geht um, in den Seen und Bächen wohnen Nixen, die die jungen Leute heranziehen.

Im Oktober fällt der Winterschnee auf das Land im hohen Norden Russlands. So weit das Auge reicht, dehnen sich reißender Wald und graue Eisfelder nach allen Himmelsrichtungen aus. Wenn die Sonne scheint, schillert der Schnee, als ob Diamanten darüber gestreut wären, meistens aber bedecken Wolken und Nebel den Horizont, die Landschaft präsentiert sich dann als Totenfeld. Schmutzfarbene, grüblige Flüsse führen als dunkle Streifen durch die Schneewüste, man sieht nicht ihren Anfang, und man weiß nicht, wohin sie münden; sie verlieren sich im Horizont, und rechts und links, und vorwärts und rückwärts ist die große Einsamkeit, in die der Mensch als Eindringling getreten ist, und die ihm mit welchen Armen die Seele umklammert, hinter der sich die Furcht in grauen Schleieren verbirgt. Bei der starken Kälte beginnen die Glieder unter den Fellen im Schlitten zu erstarren. Das Denken stockt und das silberne Klingeln der Glöde höhet sich allmählich tief ins Gehirne, bis es als physische Qual empfunden wird. — Kommt man an den Strom, an die nördliche Düna, so mehren sich die Dörfer und Ansiedlungen. Dort gibt es Fabriken, reiche Fischereien, und die Landschaft belebt sich, verliert ihr eingefrorenes Gesicht. Im Sommer verkehren dort viele Dampfer und rund herum breiten sich auf den Wiesen hellblaue Felder von Bergweiden nicht aus. Unter weißen Birken blühen wilde Karajissen und Raschikanten. Unter den Weiden am Stromufer spielt vielleicht eine Varenfamilie, Elche brechen mit plumpen Schritten aus dem Dickicht ..., aber der Sommer ist kurz. Schon Ende August beginnen die Raschikanten und im Oktober ist es Winter.

Die Hauptstadt des Nordens, Archangelsk, bildete den Mittelpunkt des russischen Holzhandels. Sie war reich und blühend und in ihr pulsierte das großzügige, breite, sorglose russische Leben. Heute stirbt Archangelsk einen langsamen Tod. Der Handel ist getrocknet, die Wohnungen der reichen Kaufleute sind ausgeplündert, Armut und Elend schleichen durch die verdorbenen Straßen und die Stadt erstarrt in Schnee und Eis. Weiter auf den Inseln im Weißen Meer liegt das Solowetzky-Kloster, das in der Geschichte Russlands eine große Rolle spielte, und das auch heute als Verbannungsort für alle Verdächtige und Sowjetfeinde eine traurige Berühmtheit besitzt. Heute leben nur noch die leeren Kirchen und die Mauern der Gebäude, aber unter den vergoldeten Kuppeln läuten keine Glöckchen mehr und die Mönche sind verschwunden. Heute herrscht dort die Stille des Storbots und der Verzweiflung. Das Klima

auf den Solowetzky-Inseln dank einer warmen Strömung weit milder als auf dem Festlande war, konnten die Mönche dort blühende landwirtschaftliche und gewerbliche Betriebe einrichten. Es gab dort Sägewerke, Gerbereien, Transfieberien usw., auf denen Koojzen arbeiteten. Auch viele Pilger, die das Leben enttäuscht und die hier im Heiden des Klosters sich selbst wiederfinden wollten, ließen sich von den Mönchen anstellen. Es gab in Russland, im Lande der Gottsucher und Mystiker, Leute, die hauptsächlich und barfuß, oft mit schweren Ketten beladen, nach Solowetz wanderten, um hier in der Stille zu arbeiten und zu beten und um sich von den Erreichten, die in der Waldesinsamkeit lebten, segnen zu lassen. Die Eremiten und Mönche-Kasteten sind die einzigen, denen die Volkswelten nichts nehmen konnten, weil sie nichts begehren; sie konnten auch nicht wie die Klostermönche vertrieben werden, weil ihre Schauung meistens nur in einer Steinhütte in der Wildnis bestand und ihre Nahrung nur ein Stück harten Brotes bildete, das ihnen fromme Besucher spendeten.

Die Klosterkirche selbst gehörte zu den reichsten Russlands. Herrliche Ikonen und Reichtümer an Gold und Edelsteinen schmückten die Mauern, Stiftungen der Moskauer Großfürsten, und später der Zaren, Geschenke von reichen Kaufleuten, von vornehmen Weltbuden. Der Abt, der stets einen hohen geistlichen Rang bekleidete und Annäherer auf den Metropoliten in Kiew oder Petersburg war, pilgerte nicht nur ein frommer, sondern ein Mann von großer Weltbildung zu sein. Einer der letzten Äbte, dessen Organisations-talent der Klosterbesitz viel

verbante, war ein lebenslustiger Garbeoffizier gewesen. Bischoflich war ihm die Erkenntnis der Nichtigkeit aller irdischen Dinge gekommen, er hängte seine Uniform an den Nagel, wurde Mönch zuerst im Kloster von Walaam im Ladogasee und nach einigen Jahren Prior von Solowetz. — Bis Archangelsk führt eine Eisenbahn und von dort konnte man das Kloster in den Sommermonaten auf Dampfzügen erreichen. Im Winter ist die Verbindung schwierig und die Besichtigten, die nach Solowetz getrieben werden, haben tausend Qualen auszustehen, ehe sie in ihrem traurigen Verbannungsort im Eismeer anlangen. —

Der hohe Norden Russlands, namentlich auch das Kloster von Solowetz, war schon in früheren Jahrhunderten, dank seiner Westabgelegenheit ein Verbannungsort für Irrelehrer der griechisch-orthodoxen Kirche gewesen. Zur Zeit der Kirchenreform unter Nikon flüchteten Tausende in die nördlichen Urwälder und an die Ufer des Weißen Meeres. Auch heute noch leben in den Wäldern und an den Ufern des Weißen Meeres Kolonien des einstigen altgläubigen Flüchtlinge, strenge Sektierer, die die ererbten Sitten aufrechterhalten. Dort am Weißen Meer liegt eine Welt, die Europa nur wenig kennt. Ungeheure Wälder, ein düsterer Strand, Ströme und Wasser von einem unerhöhllichen Fischreichtum. Im Sommer blühende Wiesen, die Millionen von Kindern ernähren könnten. In diesen unermesslichen Landschaften leben nur wenige Menschen, und noch weniger sind Söhne moderner Kultur und Zivilisation. Im Winter kommen die Nordlichter in unbeschreiblicher Herrlichkeit auf und beleuchten die stille Schneelandschaft. An den Ufern des Weißen Meeres stehen sich riesige Eisblöcke. Die Bäume tragen weiße Gespensterbüsche aus Reis, und dazwischen hängen Fische und heulen Wölfe. Während des Weltkrieges hatte Archangelsk eine kurze Blütezeit, und dort im Norden fand auch der erste große Aufstand, unterstützt von der Entente, gegen die Volkswelten statt. Heute herrscht dort Einsamkeit und Winterstille.

E. v. U-St.

Die Energiequellen der Zukunft

Ausnutzung von Wind, Wellen und Atmosphäre — Der Ozean als Gewächshaus — Kräfte des Atomzerfalls

Ende des 18. Jahrhunderts entstand die Dampfmaschine, die die mächtige Entwicklung der Weltindustrie ermöglichte. Ende des 19. Jahrhunderts gewann die Menschheit die Herrschaft über die elektrische Energie, und damit die Möglichkeit, die Kraft in beliebiger Entfernung vom Orte ihrer Gewinnung zu gebrauchen. Im Jahre 1925 hat die von den Elektrizitätswerken erzeugte Energie eine Höhe von 70 Millionen KW erreicht, die im Jahr einen Verbrauch von 170 Millionen KW-Stunden ermöglichte. 82 Prozent davon verbrauchte die Industrie, 18 Prozent wurden zu Beleuchtungszwecken benutzt. Von dieser Energie wurden 65 Prozent durch Dampftrieb, 35 Prozent durch Wasserkraft erzeugt.

Und wenn wir auch bisher kaum 5 Prozent der uns zur Verfügung stehenden „fließenden“ Wasserkraft ausnutzen, bei der geometrisch fortgesetzten Steigerung des Bedarfs an Energie (3 Prozent Zuwachs im Jahr), besteht kein Zweifel, daß bald überall ein Energiehunger eintritt. Die internationalen Kämpfe um den Besitz der Erdölquellen, die wir seit einem Jahrzehnt beobachten, geben einen Vorgeschmack der Zukunftskämpfe, denn das Erdöl wird kaum noch für einige Jahrzehnte reichen, während die Kohlentreserven der Welt immerhin noch für ein paar Jahrhunderte den Bedarf decken können. Diese

Tatsache hat die Gelehrten veranlaßt, nach Hilfsmitteln für Erdöl zu suchen, und es ist längst wirklich gelungen, die Kohle unter starkem Druck und hoher Temperatur zu verflüchtigen. Diese flüchtige Kohle ist ein Heizmaterial, das dem Benzin und dem Petroleum nicht nachsteht.

Aber alle Sparmaßnahmen und Rationalisierungen können den Energiehunger nur um kurze Zeit aufschieben, wenn wir nicht lernen, neue Energiequellen zu erschließen. Solche Energiequellen der Zukunft, von denen das Wohl der Menschheit abhängen wird, sind: der Wind, die Wellen, die Luft und die Erde, die Wärme der Erdkruste, die Wärmerezerve von der Ozeane, die atmosphärische Elektrizität, die Energie der Sonnenstrahlung und endlich die Atomenergie.

Das ist wahrscheinlich auch die Reihenfolge, in der die Menschen diese Energiequellen erschließen werden. Die Ausnutzung der Windenergie in modernem Sinne geschieht schon seit ungefähr 40 Jahren, seit die amerikanischen Ingenieure den Windmotor von ca. 10-15 PS bei mittlerer Windstärke konstruiert haben, der aber auch bei schwachen Wind immer noch arbeitet. Trotzdem sind auch hier die Schwächen zu stark, daß man gezwungen ist, den Motor mit einer Akkumulatorenbatterie zu

Die Verwandlung

Ein Erlebnis in der Provinz.

Ich habe vieles in meinem Leben ausprobiert, aber noch nie war ich Verwandlungskünstler — und trotzdem hat mich das Publikum einmal für einen solchen Spezialisten gehalten, der auf die Bühne herauskommt, sich vor dem Publikum verneigt, hinter die Bühne geht und dann sofort in einer anderen Rolle, in einem anderen Kostüm erscheint und mit einer anderen Stimme spricht. Es war 1920 oder 1921, als es sehr schwer war, Brot zu verdienen. Damals waren ein expressionistischer Dichter, eine Pianistin, ich und ein Lyriker in die Provinz gefahren, um mit einer Reihe musikalisch-literarischer Abende, einige südliche Sowjetstädte zu besuchen.

Als erste Nummer sollte die Pianistin mit leichten musikalischen Sachen auftreten, sozusagen den richtigen künstlerischen Ton für unseren Abend geben. Als zweite Nummer hatte der Expressionist zu arbeiten, dann kam ich mit humoristischen Erzählungen und endlich unser lyrischer Dichter, der unser ganzes Programm sozusagen lakieren sollte, damit dem Besucher der Eindruck eines leichten, feinen Abends bleibe.

Wir wußten, daß wir als erste in Sowjetrußland auf richtigem Wege sind. Wir liegen uns zu der Masse herab, und wollten zeigen, daß die reine Kunst nicht verfällt, daß das Volk hinter uns steht.

So kamen wir in die erste Provinzstadt, in der die Pianistin einige Bekannte hatte, bei denen wir übernachten konnten. Die Tage verliefen in üblicher Kauferei, man mußte sich Erlaubnis holen, einen Saal mieten, sich mit dem Unternehmer verständigen. Er war ein feiner und gescheiter Mensch und behauptete hart-

näckig, daß die Poesie kaum dem Provinzpublikum verständlich sein wird, und daß man unser Programm deshalb mit leichteren Nummern durchsetzen müsse. Das war natürlich nicht angenehm, aber wir mußten nachgeben, weil es keinen anderen Ausweg gab.

Endlich sahen wir aufgeregt hinter den Kulissen und warteten. Der Saal war überfüllt. Als erste Nummer trat ein musikalisches Trio auf, dann ein Jongleur und ein Exzentrik. Er hatte einen erschütternden Erfolg, das Publikum brüllte, klappte mit den Füßen. Dann kam unsere Nummer. Als die Pianistin in einem geschlossenen schwarzen Kleid auf dem Podium erschien, geriet das Publikum in irgend eine unflotte Erregung. Es erhob sich von seinen Plätzen, starrte auf die Pianistin, und viele lachten. Etwas erregt setzte sie sich an den Flügel, spielte eine kurze Sonate und hielt in Erwartung des Beifalls ein, aber es kam keiner. In furchtbarer Verwirrung eilte sie hinter die Kulissen. Beinahe sofort folgte ihr der Expressionist. Der donnernde Applaus, das Geschrei, das Gelächere wollte lange nicht aufhören. Von solcher Aufmerksamkeit und Berühmtheit in einer kleinen Provinzstadt geschmeichelt, verzweigte sich der Expressionist, preßte die Hand ans Herz, las irgendwelche unklare Verschen und ging ebenfalls in einer starken seelischen Erregung fort, da es wieder keinen Beifall gab. Furchtbar kein einziges Handklatschen. Als Dritter, stark erschreckt, kam ich. Bei meinem Erscheinen erhalten noch entzücktere Ausrufe, das hintere Publikum stellte sich auf die Bänke und blickte auf mich wie auf irgend ein Seewunder.

„Bravo“, rief jemand, „glänzend gemacht.“

„Ein Kerl!“, quetschte ein anderer mit sichtlichem Entzücken.

In großer Angst um mein Schicksal, kam die Worte ausprechend, begann ich meine Erzählung zu lesen. Das Publikum

hörte mein Gemurmel und ermunterte mich sogar mit einzelnen Schreien.

„Nein, du Dumpe! Immer los! Tüchtig Bravo!“

Ich sollte die Erzählung schnell zu Ende und entfernte mich, kaum daß ich die Beine noch bewegen konnte. Aber wie die anderen hatte auch ich keinen Beifall. Nur irgend ein großer Notgardist stand auf und sagte: „Dieser Dumpe! Wie der läuft! Guckt bloß, wie er abhört!“

Als letzter mußte der lyrische Dichter herantreten. Er wollte lange nicht auftreten, weinte beinahe laut, klagte über Schmerzen im Bauch. Er schrie und klammerte sich mit beiden Händen an den Kulissen fest, bis wir ihn gemeinsam auf die Szene stießen. Wilder Applaus, Schreie, erschütterten den Saal. Das Publikum brüllte und gröhle begeistert. Ein Teil harzte zur Szene und guckte mit wilder Neugier auf den Lyriker. Stumm lehnte er sich an den Flügel und sand, ohne ein Wort zu sagen, etwa fünf Minuten lang da. Dann schwante er, öffnete den Mund und froh, mehr tot als lebendig, hinter die Kulisse zurück. Ein donnernder Applaus setzte ein und wollte nicht aufhören. Jemand schlug hartnäckig mit den Kläppen auf den Boden. Jemand verlangte wie toll: Wiederholung. Wir sahen völlig verblüht in unserem Künstlerzimmer. Unser Direktor ging um uns herum und blickte besorgt auf unsere zusammengesunkenen Figuren. Plötzlich erhaltete das Gemurmel laufender Beine und einige Leute aus dem Publikum strümpften in unser Zimmer.

„Wir bitten, bitten!“ brüllte begeistert ein Genosse mit fliegenden Händen.

Wir erstarrten.

Mit leiser Stimme sagte der Direktor:

„Genossen... regt euch nicht auf... sofort kommt's...“